Fritz Mauthner's Ausgewählte Schriften

1. Band

Nach berühmten Mustern / Totengespräche
Verse / Narr und König



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Nachwort zum ersten Bande

Es wäre recht undankbar von mir gewesen, die Parodien „Nach berühmten Mustern" von dieser Auswahl meiner Schriften auszuschließen; der überraschende Erfolg des Büchleins hat mir vor mehr als 40 Jahren wahrscheinlich das Leben gerettet, weil er in die schwerste Zeit meines Ringens fiel, des Ringens um mein Recht, als freier Schriftsteller zu leben. Der Erfolg war so stark, daß mir der kleine Spaß über Nacht den Zugang zu einigen literarischen Ehren eröffnete und ich die nette Aussicht hatte, zeitlebens als geschätzter Parodist ein auskömmliches Dasein zu fristen. Mein unvernünftiger Zorn gegen die Versuche der Verleger und des Publikums, mich nach diesem Erfolge zum Festhalten an der parodistischen Fabriksmarke zu zwingen, mich zu einem „Humoristen" abzustempeln, legte sich erst nach vielen Jahren, als meine ernstesten und unzugänglichsten Werke sich durchgesetzt hatten und als der unabhängige Richard M. Meyer in einem akademischen Aufsatze, der mir begreiflicherweise gefiel, den inneren Zusammenhang zwischen meinen parodistischen Studien und meiner „Kritik der Sprache" sehr anerkennend feststellte. In der Gesamtausgabe der Parodien (der Verlag „Union Deutsche Verlagsgesellschaft" hat mir freundlichst den Abdruck der hier vorgelegten Stücke gestattet) habe ich einleitend schon 1897 die kleine Geschichte erzählt, durch welchen äußeren Anstoß das Büchlein entstand. Unmittelbar nach dem Attentate Hödels (im Mai 1878) hatte Berthold Auerbach in der Berliner „National-Zeitung" seiner Entrüstung Ausdruck gegeben, in seiner schon unerträglich gewordenen Manier; in der folgenden Nacht

saßen im Café Kaiserhof einige jüngere Schriftsteller zusammen, unter ihnen Paul Lindau, die zunächst über die Entgleisung des alten Auerbach lachten, dann aber schnellfertig daran gingen, andere berühmte Schriftsteller ihre Entrüstung über den Mordversuch ebenso drollig vortragen zu lassen. Was da in später Stunde auf den Marmortischchen boshaft und lustig fertig geworden war, das war am nächsten Morgen im „Börsenkurier" zu lesen und hatte bei den Lesern dieses Blattes lachenden Beifall. Ich konnte nicht mitlachen. Ich empörte mich gegen die ganze Gattung der harmlosen Parodie; ich verlangte von der Parodie eine bitterernste Absicht. Für einen bloßen Ulk sei die alte Form zu gut. Entweder sei das Opfer ein ganzer Dichter, dann sei es ungehörig, sich über ihn lustig zu machen; oder sein Dichten sei Manier, dann müsse die Parodie zu Kritik werden und die Manier ins Herz treffen. Parodie müsse Kritik sein oder sie dürfe gar nicht sein.

Man hielt mir entgegen: Unzufriedensein wäre leichter als Bessermachen. So versuchte ich denn auszuführen, was ich gefordert hatte. Am 3. Juni 1878 erschien im „Deutschen Montagsblatte" meine erste Parodie, die über Georg Ebers, ohne den Namen des Verfassers. Ich habe das erste Attentat auf den alten Kaiser erwähnen müssen, weil es mittelbar mein pietätsloses Unternehmen herbeigeführt hat; das zweite Attentat, das von Nobiling, hätte der Sache beinahe wieder ein rasches Ende gemacht. Am Tage vor dem Erscheinen jener Nummer des Montagblattes waren nämlich zwei Ereignisse zusammengetroffen, die die Teilnahme oder die Neugier der Leute aufs äußerste erregten: der zweite und blutige Mordversuch gegen den greisen Kaiser und der Untergang des Panzerschiffes „Großer Kurfürst". In Berlin wurde damals am Morgen des Montags kein anderes Blatt ausgegeben als eben das „Deutsche Montagsblatt". Das ging jetzt am Sonntagnachmittag in unzähligen Exemplaren, als Extrablätter, in die Straßen Berlins

hinaus, in immer neuen und wirklich von Stunde zu Stunde vermehrten Auflagen. Die Menschen auf der Straße verlangten Nachrichten über das Befinden des Kaisers, verlangten die Namen der Toten und der Geretteten vom „Großen Kurfürst“. Ein Nachtrag nach dem anderen wurde geschrieben, gesetzt und eingehoben; ein Aufsatz nach dem anderen mußte diesen andrängenden Nachträgen Platz machen, zuletzt auch meine Ebersparodie. In den Räumen der einzigen Zeitung Berlins, die an jenem Nachmittage in Betrieb war, war mehr zu erleben; ich werde niemals das alte Weiblein aus einem Vororte vergessen, das in einem Redaktionszimmer wartete und wartete, um an der Quelle alles Wissens zu erfahren, ob ihr einziger Sohn, ein Matrose, unter den Toten oder Geretteten zu finden wäre; aber in kleinlichem Gedächtnis ist es mir auch haften geblieben, daß meine Parodie verschwinden mußte, um Raum zu geben für eine Namenliste. Kein Mensch sprach begreiflicherweise tags darauf von meiner Arbeit; es schien ein Schlag ins Wasser gewesen zu sein. Nur weil ich im ersten Anlaufe auch die Parodien auf Freytag und Auerbach schon geschrieben hatte, erschienen sie in den nächsten Wochen. Mein erster Erfolg, namenlos. Als dann im Herbste ein dünnes Buch die Parodien sammelte, unter Nennung meines Namens, als Ferdinand Kürnberger in einer seiner „literarischen Herzenssachen“ die Parodien fast leidenschaftlich anpries und mir ein glänzendes Horoskop stellte, kam es bald auch zu dem tollen buchhändlerischen Erfolge. Ich war reif geworden für das Konversationslexikon und (durch den Titel „Nach berühmten Mustern“) sogar für Büchmanns „Geflügelte Worte“.

Die meisten Opfer meiner parodistischen Studien kannte ich persönlich; sie nahmen die exemplarische Kritik zuerst übel auf, versöhnten sich aber recht bald; unversöhnlich blieben nur Scheffel und Hamerling; ich mußte beide höher achten als diejenigen Herren, die sich jetzt

eifrig darum bewarben, in eine zweite Folge von berühmten Mustern aufgenommen zu werden. Sollte ich meine Lebenserinnerungen fortsetzen, so werde ich mancherlei über solche Zudringlichkeiten zu berichten haben; hier möchte ich nur einen besonders bezeichnenden Fall erzählen. Ein durch persönliches Schicksal unglücklicher, nicht unbegabter, heute vergessener deutscher Dichter bat mich geradezu, ihn in der Reihe der Berühmten nicht zu übergehen; mit nicht eben tapferer Höflichkeit machte ich ihn darauf aufmerksam, daß ich just meine Lieblinge, die ich genau kannte, auch nicht parodiert hätte. „Dann, lieber Freund und Gönner, erklären Sie doch in einer Vorrede, daß Sie Keller, Anzengruber und mich nicht parodiert haben, weil wir für den Spott zu groß sind."

Ich habe mich durch keine Anerbietungen verführen lassen, später wieder solche Parodien zu schreiben, auch dann nicht, als ein neues Geschlecht von Gerngroßen exemplarische Kritik herausforderte. Ich hätte auch kaum mehr die erforderliche Munterkeit und Rücksichtslosigkeit meiner Jugend besessen. Was an Nachahmungslust in mir lebte, das tobte sich jedoch in einer verwandten alten Form aus, in der der „Totengespräche". War dort die Manier der Zeitgenossen parodierend kritisiert worden, so konnte hier ohne Bosheit, behaglich und oft huldigend, bei dieser oder jener Gelegenheit Sprechweise und Charakter von Göttern, Helden und Dichtern der Vorzeit benützt werden, um einer lebendigen Wirkung willen. Eine kleine Sammlung solcher „Totengespräche" kam 1906 im Verlage der Firma Axel Juncker heraus, deren Teilhaber damals mein Freund Gustav Landauer war. Der Verlag hat mir den Neudruck einiger Stücke gestattet; andere Totengespräche, die seitdem entstanden waren, habe ich in diesem Bande hinzugefügt. Ich brauche wohl nicht erst zu sagen, daß diese Form vor mehr als anderthalb Jahrtausenden von dem Griechen Lukianos geprägt worden ist und inzwischen unzählige

Male nachgeahmt wurde. Da ich mich aber eben auf das Gebiet der Literaturgeschichte verirrt habe, noch eine Bemerkung. Auch die Form der Parodie ist uralt. Die Behauptung eines Germanisten, ich hätte meine Parodien nach dem Vorbilde von Bret Hartes „Condensed novels" verfaßt, scheint mir also überflüssig eng zu sein; doch will ich zur Steuer der Wahrheit gern eingestehen, daß ich das lustige, amerikanisch groteske, aber doch nicht eigentlich kritische Werk von Bret Harte gekannt habe, ihm also vielleicht wirklich verschuldet bin.

Einige Gedichte, die ich auf die Parodien und auf die Totengespräche folgen lasse, wären unentschuldbar, wenn sie einer Entschuldigung bedürften. Als Schopenhauer seine „Parerga" herausgab und am Schlusse noch einige eigene Verse hinzufügte, führte er sie mit folgenden Worten ein: „Ich bin mir eines Aktes der Selbstverleugnung bewußt, indem ich dem Publiko Verse vorlege, die auf poetischen Wert keinen Anspruch zu machen haben; schon weil man nicht Dichter und Philosoph zugleich sein kann." Es sei das eine Privatsache zwischen ihm und den Teilnehmenden späterer Zeit. Wollte ich mich ähnlich äußern, wäre ich unbescheidener und vielleicht auch unehrlicher als Schopenhauer. Ich wollte in der Auswahl meiner Schriften auch mit Gedichten vertreten sein, nicht nur weil mein erstes Buch, vor bald 50 Jahren, eine Sammlung von Sonetten auf die große Revolution war. Die Geschichte dieses Erstlingsbuches habe ich in meinen „Erinnerungen" erzählt, ohne Feierlichkeit und wahrlich ohne Eitelkeit; die Distanz von beinahe 50 Jahren scheint noch nicht weit genug zu sein.

Ich muß aber bekennen, daß mein Verhältnis zur Poesie, zu der durch Zeitmaß, Tonfall und Reim gebundenen Form, durchaus nicht immer das gleiche war. In jungen Jahren schien mir die Vorstellung selbstverständlich, die wir von der Romantik übernommen hatten: Poesie ist tiefstes Leiden und zugleich der höchste Aus-

druck, dessen der künstlerisch gestaltende Menschengeist fähig ist. Später drängte sich mir oft die erschreckende Überzeugung auf, das Kleid der gebundenen Sprache sei veraltet; seinen Inhalten nach sei Dichten wirklich nur das Gericht überlegener Menschen über den Prozeß ihrer Zeit; seinen Formen nach sei Dichten nur noch ein Spielen mit den Möglichkeiten der Sprache. Und weil der Rausch des Glaubens an die stolzeste Berufung zur Kunst sich immer seltener einstellte, weil die Virtuosität des Spieles mit Worten mir gänzlich versagt war, darum entstanden mir Gedichte von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer spärlicher.

Ich habe mich für verpflichtet gehalten, meine vielen Verse fortzulassen, die in Ernst und Scherz den Gefühlen galten, die im Laufe der Kunstentartung die beliebtesten Stoffe der Poesie geworden sind. Die meisten Gedichte dieser Auswahl haben öffentliche Angelegenheiten zum Gegenstande: politische und religiöse Fragen.

So gut wie niemals habe ich den innern Zwang gefühlt, über politische Angelegenheiten des Tages zu schreiben. Um mich als dienendes Glied einer Partei anschließen zu können, war ich nicht bescheiden genug; und fühlte zu tief, wieviel Lüge in den Schlagworten und in den Kämpfen aller Parteien vorhanden und wohl auch notwendig war. Ganz fern lag es mir, im öffentlichen Leben, in einer Partei oder über den Parteien, eine Rolle spielen zu wollen und nun gar eine politische. Ich hatte von jeher als Schriftsteller zu viel Verantwortungsgefühl, was man auch Gewissen nennt, um ein handelnder Mensch sein zu können. Mein politisches Glaubensbekenntnis, wenn ich es in klare Sätze hätte fassen müssen, wäre sicherlich recht ketzerisch ausgefallen; die studentische Begeisterung für die deutsche Einheit, die sich auf der deutschen Universität Prag noch in Katzbalgereien mit den Tschechen austobte, blieb mir auch dann noch der Mittelpunkt, als ich die böhmische Frage aus der Ferne geschichtlich betrachten gelernt hatte; mein

erstes Buch war — gut oder schlecht — eine dichterische Huldigung an die weltbeglückende französische Revolution, also an die Freiheit, und diese geharnischten Sonette hatte ich 1871 verfaßt; die Freude an dem prachtvollen Menschen und vom Schicksal geschenkten Staatsmanne Bismarck warf mein politisches Programm noch mehr durcheinander. Meine Überzeugungen waren bei dem freiheitlichen und sozialen Fortschritt; aber es war eine Lust zu leben, während Bismarck die Welt zu regieren schien, und da der große Junker liebenswerter war als die mir persönlich oft nahe stehenden fortschrittlichen oder sozialdemokratischen Führer, so wurde ich zu einem ausgesprochenen Nichtpolitiker.

Diese Stellung zu den Staatsangelegenheiten änderte sich auch nicht gleich, als Wilhelm II. König von Preußen und Deutscher Kaiser wurde. Wohl erfuhr ich aus seinen Reden und aus den Urteilen meiner Freunde, daß da eine Gefahr für Deutschland emporkam: ein geistig sehr beweglicher, eigentlich über das Mittelmaß „intelligenter" junger Herr, der nur zu seinem Unheil ein Narr war, unfähig für alle ernsten Regierungsgeschäfte, eine neue Ausgabe seines Großoheims, des ebenso geistreichen wie törichten Friedrich Wilhelm IV. Das konnte aber kaum so arg werden wie 40 Jahre vorher; Bismarcks Lebenswerk, die deutsche Einheit, schien fest zu stehen und am Ende hielt Bismarck selbst das Ruder in der Hand.

Als Bismarck nun entlassen wurde, ruchlos, da war mein Zorn über den Kaiser, der das hatte wagen dürfen, sehr stark, wie bei allen Deutschen, die nicht durch verlogene Parteileidenschaft verblendet waren. Doch, tief in meine sprachphilosophische Arbeit verstrickt, blieb ich ein Nichtpolitiker. Ein Plan, Bismarcks Sturz in einem scheinhistorischen Drama darzustellen, kam nicht über einige Skizzen hinaus: Wallenstein sollte heraufbeschworen werden, wie er nach seiner ersten Entlassung, im Gefühle seiner Kraft und Unersetzlichkeit, den Sturz des Kaisers vorbereitet.

Pflichtgemäß schrieb ich gegen den Kaiser, ruhig und nicht entschieden genug, eben nur da, wo es zu meiner journalistischen Aufgabe gehörte: als er sich geweigert hatte, die Wahl Gerhart Hauptmanns für den Schillerpreis zu bestätigen, als er in einer Rede zum Jubiläum der Akademie unverständig Goethe für das Christentum in Anspruch genommen hatte; in verhältnismäßig kleinen Dingen also. Mein Zorn wuchs bis zur Unerträglichkeit, als die Zeichen sich mehrten, daß das dilettantische Gerede des Kaisers das Ansehen Deutschlands und das politische Erbe Bismarcks in Gefahr zu bringen drohe. Als diese Sorge nach einer mindestens ergebnislosen Regierung von 20 Jahren in viele Köpfe gedrungen war, hielt ich es nicht mehr für unmöglich, durch ein offenes Wort den Anstoß zu geben zur Beseitigung dieses Schädlings. Es war im November 1908, elf Jahre vor der Revolution, kurz bevor sich auch der Reichstag und Fürst Bülow gegen die unverantwortliche Rednerei des Kaisers aussprachen. Ich verfaßte unter der Überschrift „Abdankung!" einen kurzen Aufruf, von welchem ich naiv hoffte, er würde die Abdankung des Kaisers erzwingen. Ohne Revolution, ohne Drohung mit der Republik. Ich sandte den Aufruf von Freiburg aus an das meist verbreitete freisinnige Blatt Deutschlands und stellte dem Leiter anheim, meine Worte mit meinem Namen oder ohne diesen Namen abzudrucken, je nachdem er die eine oder die andere Form der Veröffentlichung für wirksamer hielte. Mein Aufruf wurde nicht gedruckt. Ich lasse ihn hier folgen, selbstverständlich ohne irgendeine noch so geringe Änderung, als eine Lebenserinnerung.

„Abdankung!"

„Es ist erreicht. Deutschland ist zum Spotte der Welt geworden. Die zwanzig Jahre seit dem Tode des alten Kaisers haben zu diesem Ende geführt.

Ein schneidiger Student, dem der Nachbar ins Gesicht gelacht hat, wird sich duellieren. Deutschland ist

kein junger Student. Ein Völkerduell ist nicht der einzige Ausweg. Nur eine Warnung an die Nachbarn soll das Wort sein: nicht zu laut, nicht zu herausfordernd zu lachen; den Furor Teutonicus nicht zu reizen.

Ernste und aufrechte Männer müssen auch das Lachen der Zeitgenossen ertragen können. Müssen auch aus dem Gelächter des Gegners lernen können. Unerträglich ist nur eins: das Gelächter zu verdienen. Wir verdienen seit 20 Jahren das Gelächter der Welt. Und das ist so unerträglich, daß jeder, ob sonst Politiker oder nicht, nach einer rettenden Tat ausblickt. Und mit seinen Gedanken vor die Öffentlichkeit treten muß, auf jede Gefahr, mit jeder Preisgabe.

Schon sind gefällige Diplomaten an der Arbeit, die Aufmerksamkeit von der Person abzulenken, die allein verantwortlich ist, — vom Kaiser. Ob dieser oder jener arme Teufel von Minister ein Versehen begangen hat oder nicht, darauf kommt es jetzt nicht mehr an. Feigheit wäre es, nichtswürdige sklavische Feigheit, nicht vom Kaiser zu reden. Und Heuchelei oder Dummheit ist es, durch eine formelle Verfassungsänderung die Wiederholung vorschneller Handlungen verhindern zu wollen. Der Kaiser wird sein Wesen nicht mehr ändern. Das Heil Deutschlands aber ist wichtiger als das Heil irgendeines Mannes.

Zwanzig Jahre lang ist nichts geschehen, nichts, nichts als Fehler über Fehler, kleine und große, verzeihliche und unverzeihliche Fehler. Auf allen Gebieten des innern und des äußern Staatslebens, in Wissenschaft und Kunst, durch Taten und durch Reden. Und seit acht Tagen droht das tödliche Gelächter der Welt uns um jede Achtung zu bringen. Deutschland muß diese Achtung wiedergewinnen, damit es leben kann. Salus populi suprema lex.

Nicht ein einzelner Fehler ist begangen worden, sondern eine Kette von Fehlern. Ihre Ursache ist das Wesen, der unveränderliche Charakter des Kaisers. Die einzige

Rettung liegt also in einer Selbsterkenntnis des Kaisers, allein in der großen, der heroischen Selbstaufopferung. Sagt er sich in diesen schwarzen Tagen: „mea culpa, mea maxima culpa“ — so muß ihn die Konsequenz zu dem Gedanken an eine Thronentsagung bringen, an eine Abdankung.

Abdankung ist ein Akt der Freiwilligkeit, — insoweit menschliche Willensakte frei heißen dürfen. Darum ist die Abdankung durch keinen Zwang herbeizuführen. Unmöglich wär's ja nicht. Eine Demonstration von sechzig Millionen in einer Forderung einigen Deutschen, ein passiver Widerstand aller Beamten könnte einen solchen moralischen Zwang ausüben. Aber dann wäre die Abdankung nicht mehr freiwillig, abgesehen davon, daß eine Agitation für solche Wege wie Rebellion, ja wie Hochverrat aussehen könnte. Also weg mit jedem Gedanken an einen Zwang!

Aber der Kaiser — diesen Glauben haben wir uns durch zwanzig Jahre erhalten — ist eine großzügige, idealistische Natur. Niemand zweifelt an dem Adel, an der Reinheit seiner Absichten, an seinem Patriotismus. Für seinen König muß das Volk sich opfern. Aber im Notfalle für sein Volk der König. Es gibt heldische Beispiele aus Sage und Geschichte. Der Kaiser Wilhelm II. hatte den brennenden Ehrgeiz, sich einen Namen in der Welthistorie zu machen. Führt ihn jetzt Selbsterkenntnis zur Selbstaufopferung, zur Abdankung, so ist ihm ein tragischer Ruhm gewiß und das unverlöschliche Andenken an einen Fürsten, dessen Seelenstärke noch größer war als seine Fehler.“

Freiburg i. B., 3. XI. 08.

Der Abdruck meines Aufrufs wurde abgelehnt. Er war wirklich an der entscheidenden Stelle nicht einfach stark genug, zu vorsichtig, wie Ironie fast immer Vorsicht ist.

Nichts änderte sich: nichts im Wesen des Kaisers, der sich für ein Genie hielt und doch nur ein vielfach

begabter Narr war, nichts in der Knechtschaffenheit des deutschen Volkes, das bei gutem Fortgang seiner Geldgeschäfte die Schmach nicht empfand, die ein närrischer König höher und höher häufte. Da ich die Erfahrung gemacht hatte, ein ernsthafter Aufruf zur Abschüttelung eines solchen Monarchen würde mir nicht abgedruckt werden, und eine Teilnahme an den weltfremden Bestrebungen mir befreundeter Anarchisten mir unmöglich war, erfaßte ich es endlich als meine Aufgabe, die Deutschen über das Wesen ihres Kaisers aufzuklären durch eine satirische Zeichnung: in einem morgenländischen Märchen, das jeder Härte und jeder Gerechtigkeit freie Bahn ließ, wollte ich die Psychologie des Narren auf dem Throne geben. Sechs Jahre nach dem Aufruf „Abdankung" schrieb ich das Märchen „Narr und König"; es wurde damals wieder nicht gedruckt, wieder ohne meine Schuld.

Ich empfinde es als ein Recht und als eine Pflicht, besonders diesem Märchen, ob man es nun als ein politisches Märchen gelten lassen oder es eine politische Satire nennen will, einige Worte über seine innere und äußere Geschichte nachzusenden. Es war unmittelbar vor dem Weltkriege niedergeschrieben worden und sollte im Sommer 1914 erscheinen; ich wollte das Wagnis auf mich nehmen, zu warnen, indem ich den Seelenzustand des Mannes darstellte, von welchem nach Verfassung und Tradition das Schicksal Deutschlands abhing. Da brach der Krieg aus, und ich hätte es für ein Verbrechen gehalten, in dieser furchtbaren Not, im Kampfe gegen eine Welt, eine Schrift zu veröffentlichen, die irgendwie den Entschluß zum Durchhalten hätte herabstimmen können. Ich brachte die Handschrift wieder in meinen Besitz und ließ mich natürlich nicht verführen, das Buch etwa im Auslande drucken zu lassen.

Ich weiß ausnahmsweise noch genau den Tag und die Stunde anzugeben, an dem und in der der unwiderstehliche Drang in mir wieder lebendig wurde, meinem

Verantwortlichkeitsgefühle nachzugeben und so deutlich als möglich gegen diesen unseligen Kaiser zu schreiben. Nicht eine Regierungshandlung oder eine Rede des Kaisers gab diesmal den Anstoß, sondern ein eigenes unbedeutendes Erlebnis.

Wir lebten im Mai 1914 am Mittelmeergestade, in dem schönen Portofino, ich wieder einmal unter Büchern, die ich der Universitätsbibliothek von Genua entlehnen durfte. Der Besuch des Kaisers und der Kaiserin wurde erwartet. Auf der kaiserlichen Jacht, die von deutschen Kriegsschiffen geleitet werden sollte. Das kümmerte mich nicht. Gewiß, ich wollte mir das Treiben ansehen und als ein in Portofino wohlbekannter Deutscher nicht versäumen, die deutsche Flagge zu hissen.

Am Tage des Besuchs, am 6. Mai 1914, nur ein Vierteljahr vor den Kriegserklärungen, ging es in Portofino freilich so hoch her, daß es mich bei meinen Büchern nicht duldete. Der liebenswürdige Enthusiasmus der Italiener, den man nicht Falschheit nennen sollte, zeigte sich von seiner besten Seite. Es hätte nicht einmal eines pomphaften Plakats bedurft, in welchem der Bürgermeister die Portofinesen zu Freudenbezeigungen anspornte. Auf Festlichkeiten verstehen sich die Italiener, einerlei, ob sie den Reliquien ihres Kirchenpatrons gelten oder dem protestantischen Kaiser von Deutschland. Der Pfarrer, der den Titel eines Arciprete führte, sonst bis zum Fanatismus katholisch, drückte uns noch wärmer als sonst die Hände und war berauscht von dem Gedanken, er würde dem Kaiser vorgestellt werden. Der republikanische und atheistische Landbriefträger, ein prachtvoller Kerl, erzählte mit Tränen in den Augen von dem Aufenthalte des kranken Kaisers Friedrich in Portofino und wie die Kaiserin Friedrich sich beim Aussteigen aus der Barke auf seinen, des jetzigen Landbriefträgers, Arm aufgestützt habe, da, an dieser Stelle, ecco, colla sua benedetta mano. Una Santa. Und die demokratischen Intellektuellen von Portofino, der Apotheker, der

dicke Wirt der Osteria, der Posthalter und sogar der radikale Arzt, wirkten zusammen bei der Ausschmückung des Städtchens, das ohne Schmuck so unvergleichlich schöner ist. Ein Triumphbogen trug in bunten Farben die Inschrift „Wellkommen“; der Arciprete und der Dottore bewiesen mir mit Feuereifer, „Wellkommen“ sei das richtige deutsche Wort.

Unverändert lagen in ihrem tiefen Frieden die Hügel und Berge, mit ihren silbergrauen Olivenwäldern, mit ihren Schlössern und ihren Hütten, mit ihren Pinien und Zypressen, um den engen, beinahe geschlossenen Hafen. Doch die kleine Unterstadt, die Piazza, die Lauben, alle bescheidenen Häuschen waren mit Girlanden und Fahnen und Teppichen bunt und sinnlos geschmückt, wahrhaftig wie eine deutsche Kleinstadt in Erwartung von Serenissimus. Und jetzt erschien draußen auf der Reede, plötzlich um den letzten Vorsprung herumbiegend und auch sogleich stoppend die „Hohenzollern“ wie ein weißschimmernder, schwimmender Marmorpalast.

Die erste Barkasse, von den Portofinesen mit Jubel begrüßt, brachte nur einige Hofbediente und die beiden Hunde des Kaisers. Der eine der beiden Dackel, impetuos und voreilig, wollte ans Land springen, bevor das Boot das Ufer berührt hatte; er hatte die Entfernung falsch bemessen und fiel ins Wasser. Ein symbolisches Gelächter begrüßte den symbolischen Hund.

Das Gelächter verstummte. Ein zweites Dampfschiffchen brachte den Kaiser, die Kaiserin und den Hofstaat. Durch ein sehr scharfes Glas konnte ich von meinem Gärtchen aus jede Bewegung, jede Miene beobachten. Die mit Einfachheit gepaarte Feierlichkeit, mit der der Kaiser von Deutschland als der Herr der Welt die Huldigung eines ligurischen Fleckens wie einen schuldigen Tribut entgegennahm, ein schlechter Schauspieler, nein, ich will gerecht sein — ein mittelguter, gefeierter Schauspieler. Man sah nichts als einen untersetzten, aufgereckten Menschen und gesenkte Köpfe, gebeugte Rücken. Jedes

Irrenhaus beherbergt einen Kranken, der sich für den Herrn der Welt hält. Hier, in einem Winkel der Welt, zeigte sich der Kranke, der sich für den Herrn der Welt halten muß, weil jeder, aber auch jeder, der mit ihm spricht, ihn als solchen anerkennt.

Ein armer Kranker. Mit einem Male, während die Banda die sogenannte deutsche Nationalhymne spielte, reihte sich an den Faden dieser Vorstellung all das, was ich in Berlin im Laufe der Jahre über das wunderliche Wesen dieses Thronerben vernommen hatte, sicherlich auch mancher Klatsch, manche Legende, doch zumeist vertrauliche Berichte, bei Wein oder Bier von Männern ausgeplaudert, die ihn hatten sprechen dürfen, die ihn also gewiß ebenfalls als Herrn der Welt anerkannt hatten, in der alten Hofsprache, in der neuen Hoftracht. Mit einem Male kam mir die schreckliche Tatsache zum Bewußtsein, daß dieser aufgereckte Mensch die Distanzlosigkeit hatte, einen Bismarck den Handlanger seines Hauses zu heißen, die Macht hatte, diesen Fürsten Bismarck fortzujagen; daß der Mensch mit solcher Macht und mit so elendem Distanzgefühl imstande war, das Werk Bismarcks aufs Spiel zu setzen, wenn sein Größenwahn durch Widerspruch gereizt wurde, durch Widerspruch im Auslande, wo andere Nachahmer von Alexander dem Großen und Napoleon auf Thronen und Präsidentenstühlen saßen, nicht eben Kranke wie er, aber doch wohl angesteckt von der Krankheit der Machtsucht.

Wieder, wie bald nach der Entlassung Bismarcks, sah ich im Geiste die Tragikomödie: ein Riese wird von einem Narren gefällt. Damals — 1890 — hatte ich eine satirische Tragödie begonnen, Wallenstein, der an seinem undankbaren Herrn Rache nimmt. Die Arbeit war liegen geblieben. Jetzt am 6. Mai 1914 faßte ich den bescheideneren Plan, gewissermaßen im Dienste von Bismarcks Andenken, die Seele eines Narren und Königs darzustellen, wie ich sie sah. In einem Märchen, weil es mir so gefiel, vielleicht auch, weil ich nur so hoffen durfte, die psycholo-

gische Studie in Deutschland drucken lassen zu können. Unverschleiert wäre das Bild ohne Zweifel verboten worden; im Schleier des Märchens sollte es die Hüter der alten Ordnung täuschen.

Schon sechs Wochen nach der Heimkehr war die Erzählung druckfertig, ein Verleger schien bereit, der tapfere Verlag des „Simplicissimus", da brach — wie gesagt — der Krieg aus. Es war zu spät zu einer Warnung vor dem Narren, der ein König war.

Zu sich selber hat man keine Distanz, auch nicht zu seinen eigenen Schriften. Ich weiß also nicht, ob es einer Entschuldigung bedarf, daß ich das Märchen heute, viel zu spät, doch herausgebe. Als Warnung kann es keinen Nutzen mehr bieten; und ob es einen künstlerischen oder einen psychologischen Wert habe, darüber werden andere ihr Urteil abgeben. Ich muß das wohl glauben, da ich die Handschrift sonst bei anderen Handschriften verstocken ließe.

Ich gebe das Märchen jetzt heraus, weil meine Darstellung, vor fünf Jahren eine Anklage und eine Warnung, heute, wo man allgemein „umgelernt" hat und den Kaiser vielfach ungerecht als einen Bluthund schildert, als ein gerecht abwägendes Urteil wirken könnte. Wenn unser eigenes Leid nicht so groß wäre, wir müßten Mitleid empfinden mit dem tragischen Lose des unseligen Mannes.

Aber, so wird man vielleicht sagen, das hätte ich besser in einer geschichtlichen und charakterologischen Abhandlung versuchen sollen und erreichen können, als in einem Märchen. Vielleicht doch nicht. Geschichte und Charaktertypen sind so unbestimmte und so unbestimmbare Dinge, daß man der heiligen Wahrheit durch die Phantasie eines Märchens vielleicht näher kommt, als durch nüchterne scheinwissenschaftliche Abstraktion.

Fritz Mauthners Ausgewählte Schriften

2. Band

Xanthippe und anderes



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Nachwort zum zweiten Bande

Im Hochsommer 1882, an der Nordsee, begann ich und im Winter 1883, in Bordighera, beendete ich die Erzählung, in welcher die tragische Legende von Sokrates und die possenhafte Legende von seiner Frau Xanthippe aufgegeben und lebensmögliche Menschenschicksale dargestellt werden sollten. Ich will jetzt, sechsunddreißig Jahre nachher, weder den Übermut der Form noch die innere geschichtliche Wahrheit der Gestalten verteidigen; ich will nur darüber berichten, wie ich wahrscheinlich zu der ironischen Form kam und was mich jetzt veranlaßt hat, wenigstens an einer der handelnden Personen eine Umarbeitung vorzunehmen, die die bewußten Verstöße gegen die äußere Wahrheit mildern soll.

Schon in ganz jungen Jahren hatte ich den Plan gefaßt, so etwas wie eine „Rettung" der berüchtigten Xanthippe zu schreiben, einen historischen Roman; die Anregung war mir von Wieland und von Zeller gekommen. Als ich aber an die Ausführung gehen wollte, stellte sich die Überzeugung in den Weg, daß der historische Roman, wie er damals bei der Leserwelt überaus beliebt war, seinem Wesen nach ein übles Gemisch von Poesie, Bildungsphilisterei und Lüge sein mußte. Je gründlicher der Schreibersmann die Quellen der Zeit durchforscht hatte — und ich war recht gründlich gewesen — desto mehr war er in Gefahr, richtig gekleidete Puppen in richtig geordnete Räume zu stellen, anstatt mögliche Menschen gegeneinander spielen zu lassen; auch Walter Scott, auch Flaubert, auch Freytag waren dieser Gefahr

nicht entgangen, von Ebers gar nicht zu reden; vollends die Griechen der klassischen Zeit waren in dem, was man das Kostüm zu nennen pflegt, nicht sichtbar zu machen, weil trotz aller Philologenarbeit vieler Jahrhunderte ihr Alltagstreiben unbekannt geblieben war. Sollte also ein unerhörtes und doch ewig erneutes Menschenschicksal glaubhaft geschildert werden, so blieb nichts anderes übrig, als auf das Kostüm zu verzichten und von der Annahme auszugehen, daß die Menschen vor mehr als 2000 Jahren ungefähr so waren wie die Menschen von heute. Die Erzählung mußte zeitlos werden. Da ich aber furchtbar viel gelernt, mich besonders in griechischer Archäologie mit Ausdauer umgetan hatte, störten mich die beabsichtigten Verstöße gegen das Kostüm noch mehr, als sie später einige meiner gelehrten Leser verletzten. Ich hätte mich darauf berufen können, daß einzelnen Keckheiten gewissenhafte Philologenarbeit zugrunde lag, daß zum Beispiel der Versuch, die erste Fassung der „Wolken" des Aristophanes wiederherzustellen, selbst wissenschaftliche Beachtung verdient hätte; ich bemerke dazu, daß man zwar das Erscheinen einer Frau im Theater getadelt hat, meinetwegen mit Recht, daß aber kein einziger Leser (Droysen ausgenommen) die Keckheit beachtet oder gelobt hat, mit der ich, im Zusammenhange mit meiner Wiederherstellung der ersten Fassung der „Wolken", meine eigenen Verse für eine Übersetzung aus Aristophanes ausgab. Ich glaube noch heute, daß die Wolken des Aristophanes bei der ersten Aufführung den guten Ausgang hatten, den ich hinzuerfunden habe, daß sie wegen des guten Ausgangs durchfielen und daß Aristophanes darum, dem Publikum gehorsam, den mörderischen Schluß der zweiten, uns allein erhaltenen Fassung sündigte.

Mein archäologisches Wissen und meine Überzeugung von der Unwahrhaftigkeit eines historischen Romans dürften mich zu der Wahl einer ironischen Form des

Vortrages gebracht haben; ich ließ die ganze Erzählung einen Nichtphilologen vorlesen, der auf seine geschichtliche Unwissenheit stolz ist und der seine halbgebildete Zuhörerschaft mit Schnitzern gegen das Kostüm und mit allerlei Ausfällen gegen Professorendünkel bewußt ärgern will. Wie weit mir durch diese romantische Einkleidung gelungen ist, eine gewisse Zeitlosigkeit zu erreichen, darüber werde ich wohl kein Urteil haben; wie weit mir das Spiel zwischen Moderne und Antike persönlichen Spaß machte, das gehört nicht hieher.

Ich durfte mit dem sogenannten Erfolge zufrieden sein; für dummes Lob und dummen Tadel entschädigte mich reichlich eine feine Anerkennung Gottfried Kellers und später ein langes Schreiben Fontanes, das denn doch mehr war als nur Anerkennung: eine Abrechnung mit der Berliner Kritik, eine Abrechnung, die man dem vorsichtigen Fontane kaum zutrauen würde. Ich kann mich immer noch nicht entschließen, diese beiden Briefe zu meinen Gunsten zu benützen und abzudrucken; die Psychologie des Briefes ist noch nicht geschrieben.

Vielleicht ist es aber nach sechsunddreißig Jahren nicht zu früh, eine „Besprechung" niedriger zu hängen, die damals in einer vielgelesenen Berliner Zeitung kleineren Formats erscheinen durfte. Ich besitze leider kein Archiv und muß mich auf mein Gedächtnis verlassen. Der Mann, dem das Blatt ein Richteramt anvertraute, hatte mein Buch mit folgendem Satze abtun dürfen: „Die Gehirnerweichung Mauthners ist durch seine Xanthippe so offenkundig geworden, daß wir uns mit diesem Schriftsteller nicht weiter zu beschäftigen brauchen." Kein Wort weiter, kein armes Wort der Begründung für ein solches Todesurteil. Und mit solchem Gesindel mußte man sich herumschlagen. Es war wahrscheinlich ein Fehler, daß ich den Mann nicht verklagt habe; es hätte eine lustige Gerichtsverhandlung geben können, wenn er sich einen „Sachverständigen" für die Richtigkeit seiner Diagnose gekauft hätte.

Ein freundlicheres Bild taucht in meiner Erinnerung auf. Ich hatte die „Xanthippe" auch an Theodor Mommsen übersandt, der schon vorher einen regen Anteil an meinen Schriften nahm und der mir auch nachher eine höchst erfreuliche Zustimmung zu meinen Böhmischen Novellen und zur „Hypatia" nicht vorenthielt; ich besitze, als einen kleinen Schatz, selbst Verse von Mommsen über einige meiner Bücher. Doch auf die Überreichung der „Xanthippe" antwortete er nicht. Als ich ihn wenige Monate später in einer wissenschaftlichen Gesellschaft traf, begrüßte er mich mit dem gewohnten Gemisch von Freundlichkeit und Mephistolaune und rief schon nach den ersten Worten: „Sie müssen Curtius lesen!" Ich kannte den bösen lieben Gelehrten schon damals gut genug, um den Doppelhieb zu bemerken, den er mit diesem Satze austeilte; er wollte mir zu verstehen geben, daß ich einen Roman aus der Griechenzeit ohne Sachkenntnis geschrieben hätte, daß ich zu unwissend wäre, um nicht auch noch aus einem so elenden Buche, wie der griechischen Geschichte von Curtius, etwas lernen zu können. Ich antwortete lustig mit einem Zitate aus Thukydides in griechischer Sprache. Mommsen lächelte wie geschmeichelt, doch da setzte eben ein Vortrag ein und wir wurden getrennt. Als die Gesellschaft gegen Mitternacht auseinanderging, verabschiedete sich Mommsen mit der zerstreuten Miene, die der alte Schalk nach Willkür annehmen konnte, von etlichen Professoren und forderte mich lebhaft auf, ihn nach Hause zu begleiten. Die letzte Pferdebahn habe er nun doch versäumt; der Kutscher des letzten Wagens habe gewiß wieder eine Viertel Minute umsonst auf ihn gewartet.

Ein weiter Weg, von der Gegend des Anhalter Bahnhofs bis zum Knie von Charlottenburg, in dessen Nähe Mommsen wohnte. Ich merkte gleich, worauf er hinauswollte; ich mußte mich wahrhaftig einem Examen unterziehen lassen, ohne daß eigentlich eine Frage

an mich gestellt wurde. Mommsen zwang mich bloß, scheinbar an den eben gehörten Vortrag anknüpfend, mit ihm über die Quellen unserer Kenntnisse vom Peloponnesischen Kriege zu plaudern. Das Examen privatissimum muß wohl recht günstig ausgefallen sein, denn Mommsen sagte plötzlich erstaunt: „Ja, wie kommt denn B. — er nannte den Namen eines freisinnigen Abgeordneten — dazu, zu behaupten, Sie seien ein Autodidakt, ohne höhere Schulbildung, ohne Humaniora?" Ich lachte und rühmte mich, Griechisch nicht nur lesen, sondern, wenn ich gereizt würde, sogar schreiben zu können; ich hätte auf dem Gymnasium einige Gedichte Heinrich Heines ins Altgriechische übersetzt, noch dazu in Reimen. Nun mußte ich, zur Sühne für ein solches Verbrechen, eines dieser Greuel auswendig hersagen. Wir waren inzwischen am Großen Stern angelangt. Mommsen war wie verwandelt. Er schob seinen Arm unter den meinigen, kicherte fröhlich vor sich hin und bewies mir das Wiedererwachen seines Wohlwollens dadurch, daß er mich furchtbar heruntermachte. Für die geschichtlichen Unmöglichkeiten in der Xanthippe. Von Nichtwissen könne nicht mehr die Rede sein, nur noch von einer ungehörigen Parodie. Schade, denn der Sokrates sei nicht schlecht herausgekommen; seine Frau habe das Buch gelesen und ihn danach — Mommsen kicherte wieder — einmal Herr Professor Sokrates genannt. Ich trug die Gründe vor, die mich zu der burlesken Form bestimmt hatten. Mommsen hatte Sinn für Humor und meinte vielleicht ganz treffend, es wäre da ein Mittelweg einzuschlagen gewesen; Scheffels „Ekkehard" wäre voll von Teufeleien und doch wissenschaftlich unanfechtbar. Dann unterbrach er sich fast heftig: um der beiden Hauptgestalten willen könnte er mir verzeihen, daß ich mit der Philologie Schindluder getrieben hätte; aber der Alkibiades meiner Erfindung wäre unverzeihlich, stellte die bekanntesten Tatsachen geradezu auf den Kopf.

Wir hatten Mommsens Wohnung erreicht und gingen vor dem kleinen Hause in der Marchstraße erregt auf und nieder, der weltberühmte Forscher von nahezu siebzig Jahren und der dreißigjährige Literat, wirklich wie zwei Gymnasiasten, die vor dem Schlafengehen noch ein Welträtsel lösen wollen. Ich berief mich auf Grote und auf Hertzberg — Mommsen nickte eifrig — für meine Meinung, daß wir über den wahren Charakter des Alkibiades und über sein Verhältnis zu Sokrates gar nichts wüßten, ich gestand, daß mich mein Ärger über die Figur, die Alkibiades bisher in Romanen spielte, dazu verführt hätte, mich um die Geschichte überhaupt nicht zu kümmern und einem Gegenspieler, wie ich ihn für meine Xanthippe brauchte, einfach den Namen des Alkibiades zu geben.

„Und dazu haben Sie kein Recht!“ rief Mommsen heftig. Das sei nicht mehr eine immerhin erlaubte Verhöhnung des Kostüms, das sei eine Sünde gegen den heiligen Geist der Geschichte. Alkibiades sei ein ganzer Kerl gewesen, wenn auch ein Mann (Mommsen gebrauchte ein anderes Wort) wie Curtius ihn nicht begreifen könne. Und Mommsen würdigte mich, in der Marchstraße gegen ein Uhr nachts, einer improvisierten Vorlesung über den alten Athener. Er verglich die Athener mit den Parisern der Revolutionszeit, den ehrgeizigen und gewissenlosen Alkibiades mit Mirabeau und mit Napoleon. Ich bedaure, daß ich die Gedanken Mommsens nicht noch in derselben Nacht aus frischem Gedächtnisse niedergeschrieben habe; es waren manche gute und manche blendende Gedanken, die ich nach so vielen Jahren wahrscheinlich nicht getreu wiedergeben könnte.

Was ich seitdem über die Geschichte des Alkibiades hinzugelernt habe, verdanke ich zumeist den Büchern, die Mommsen mir zu leihen die Güte hatte; wie er mich denn auch sieben Jahre später bei den Quellenstudien zur „Hypatia“ geduldig unterstützte. Als ich dann noch später durch meine Arbeit auf die Fragen geführt

wurde, die die Stellung des Sokrates zu Athen betrafen, mußte ich mich noch eingehender mit den Staatsmännern des Peloponnesischen Krieges beschäftigen. Da endlich wurde mir auf einmal klar, daß der alte Mommsen im Rechte gewesen war, zwar nicht mit der Sünde am heiligen Geist der Geschichte, aber doch mit der Unterscheidung zwischen dem Kostüm und dem Wesen geschichtlicher Persönlichkeiten. Es wurde mir klar, daß ich es mir mit der Gestaltung des Alkibiades in meinem Buche zu leicht gemacht hatte.

Ich habe mir Mühe genug geben müssen, die Sachen in dieser neuen Bearbeitung einigermaßen in Ordnung zu bringen.

*

Man sollte von Plänen nicht sprechen, die auszuführen die Kraft fehlte oder der Mut. Weil ich aber einmal so unbescheiden gewesen bin, einige Bruchstücke aus dem geplanten weltumspannenden Romane „Don Juan d'Austria“ in diese Sammlung aufzunehmen, muß ich auch noch so töricht sein, zu bekennen, was nach meiner Absicht das ganze Buch hätte werden sollen. So ungefähr: ein zugleich kritisches und gestaltendes Gelächter über die sogenannte Weltgeschichte und über die Heldenverehrung der Dichter. Im Mittelpunkte des geschichtlich-ungeschichtlichen, also eigentlich zeitlosen Romanes stand mir der natürliche Halbbruder des Königs Philipp von Spanien, der ebenso romantische wie problematische Don Juan d'Austria, der vielleicht wirklich ein Sohn Kaiser Karls war, dessen Name an die Seeschlacht von Lepanto geknüpft ist und der wahrscheinlich Don Juan der Große hieße, wenn der Zufall der Geburt ihn zum Erben einer Krone gemacht hätte. Ein unbedeutender Mensch, der in allen Tragödien seines Jahrhunderts eine Rolle spielte, über sein Können hinaus, über sein Verständnis hinaus, in den Tragödien, deren wiederum ahnungslose Opfer Don Carlos, Maria Stuart und die vermeintlichen Freiheitskämpfer der Niederlande waren. Das kleinere Ge-

lächter hätte den Dichtern gegolten, die die wahre Geschichte dieser Trauerspielstoffe allzu vertrauensvoll gefälscht hatten, das größere Gelächter der armen Menschennatur, die zur Zeit der Gegenreformation so unheldisch und elend war wie heute und wie immer. Die ewige Gegenreformation sollte geschildert werden, die sich immer dem Frieden und der Freiheit der Menschen entgegenstemmt, gemein und siegreich. Die wirklichen Helden des zeitlosen Menschenkampfes sollten gefeiert werden: Don Quichote, der Ritter der Tat, und Hamlet, der Ritter des Denkens, neben ihnen als ihr lustiger Begleiter Sancho-Falstaff.

Der Plan entstand bald nach dem Erscheinen der „Xanthippe". Einige Stücke, die übrigens viel später fertig wurden, mögen andeuten, auf welchen Ton der Roman gestimmt war; und ich erwarte für die Veröffentlichung den Vorwurf der Unbescheidenheit, der ja jede Darbietung von Bruchstücken treffen kann.

*

Eine Travestie wie die „Xanthippe" war auch der „Dilettantenspiegel", der ebenfalls im Winter 1882 auf 1883 entstand. Die Arbeit an dieser Umformung kann nur würdigen, wer sich die Mühe genommen hat, die neue Gestalt mit der alten genau zu vergleichen. Viele Dichter und Ästhetiker des 17. und 18. Jahrhunderts haben auf die Regeln der Ars poetica geschworen und das berühmte Lehrgedicht des Horatius übersetzt: Boileau, Gottsched, Metastasio, Wieland. Oft sehr frei übersetzt, so daß unabsichtlich eine Travestie herauskam. Ich war weiter gegangen und hatte bewußt moderne Beispiele anstatt der antiken gesetzt, bewußt den Knüttelvers an Stelle des Hexameters. Ich weiß nur von einem Kritiker, der eine gründliche Vergleichung zwischen dem lateinischen Original und meiner kecken Umarbeitung vornahm. Es war Theodor Mommsen. Er veranstaltete in seinem eigenen Hause eine „populäre Vorlesung"; vor gegen hundert Herren und

Damen las er meinen Dilettantenspiegel vor, gab zu vielen Versen eine wörtliche Übersetzung des Horatius und soll es auch an abgründiger Gelehrsamkeit nicht haben fehlen lassen. Ich habe leider nicht erfahren, ob Mommsen diese Vorlesung improvisiert hat oder ob eine Niederschrift zugrunde lag.

*

Nicht so harmlos und vielleicht so spielerisch wie die Verkleidung, in der ich den alten römischen Dichter hatte auftreten lassen, war die Satire „Schmock“, die ich 1889 folgen ließ, erbittert über das Handwerkstreiben so vieler Journalisten, das ich inzwischen in Berlin kennen gelernt hatte. Das dünne Büchlein hätte wahrscheinlich Lärm erregt und eine gewisse Wirkung gehabt, wenn ich mich hätte entschließen können, alle die kleinen Sünder, die ich an den Pranger stellen wollte, bei ihren Namen zu nennen oder sonst kenntlich zu machen. Das aber lag mir ganz und gar nicht. Mir war es nur um eine Herzenserleichterung zu tun; ich wußte noch nicht, daß ein sachlicher Erfolg ohne die Mühen eines persönlichen Kampfes in solchen Dingen nicht möglich ist. Ich erreichte nichts als einen nachhaltigen Groll derer, die sich getroffen fühlten. Heute haben sich die Zustände im Zeitungswesen der Großstadt doch in mancher Hinsicht gebessert; ein neues Geschlecht wählt den Beruf des Zeitungsschreibers oft nicht mehr, weil ein anderer Beruf verfehlt worden ist, sondern aus Neigung; und das Gewissen dieses neuen Geschlechts duldet nicht mehr jede solche Unwissenheit und jede solche Schamlosigkeit, wie ich sie leider in der Blütezeit des literarischen Industrialismus am Werke sah. So mag denn der lachende Versuch einer Journalistenkritik hier etwa als ein historisches Bild seinen Platz finden. Und möglicherweise doch noch eine späte Wirkung üben, wenn die Presse der Schieberzeit zu den Gewohnheiten der Presse des Milliardensegens zurückkehren wollte.

Fritz Mauthners Ausgewählte Schriften

3. Band

Hypatia



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Nachwort zum dritten Bande

„Hypatia“ erschien zum erstenmal vor bald dreißig Jahren im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“. Der Abdruck hatte eine unerwartete Wirkung: die Zentrumsblätter denunzierten auf Kirchenfeindlichkeit und Gotteslästerung, und bald wurde sogar von den Kanzeln gegen meinen Roman gepredigt. Ich schwieg, denn ich hatte nicht die Neigung, den Lärm zugunsten meines Buches zu benützen. Die „Kölnische Zeitung“ wurde ängstlich und ließ das ganze Kapitel ungedruckt, in welchem die tollen Einsiedler, die Mörder der Hypatia, eingeführt werden. Noch eine kleine Folge hatte die Hetze des Zentrums. Als ich einige Jahre später den Kölner Karneval mitmachte und die nicht geringe Ehre erlebte, daß mir in öffentlicher Sitzung der Narrenorden der großen Karnevalsgesellschaft zuerkannt und überreicht wurde — wirklich mein einziger Orden —, da erhob sich bei den katholischen Mitgliedern des Vereins ein heftiges Murren, gegen das der Narrenkönig, oder wie sein Titel war, feierlich einschritt.

Ein anderer Umstand wurde damals und später kaum beachtet: mit zwei Anachronismen hatte ich den romantischen Kaiser Julianos den Abtrünnigen zum Paten der letzten griechischen Philosophin gemacht, die sicherlich erst nach seinem Tode geboren wurde, und hatte zum Bilde des Julianos einige Züge geborgt von zwei romantischen Königen aus dem Hause der Hohenzollern, von Friedrich Wilhelm IV., den schon Strauß mit Julianos verglichen hatte, und von Wilhelm II. Der Zorn über die Entlassung Bismarcks hatte mich getrieben; ich werde jetzt darauf

aufmerksam gemacht, daß eine der vielen Ansprachen, mit denen der römische Kaiser seinen unseligen Feldzug gegen die Perser in meinem Romane begann, fast wörtlich mit einem schwarzgeflügelten Worte von 1914 übereinstimmte: „Wir wollen auf die Perser losdreschen!“ Die erste Fassung, der Zeitungsabdruck, war in der travestierenden Charakterisierung des Kaisers viel kecker gewesen als die spätere Buchausgabe; künstlerische Bedenken haben mich zu der Abschwächung bestimmt, und diese Bedenken gelten heute noch mehr.

Theodor Mommsen, der mich durch Darleihung wertvoller Spezialschriften während der Arbeit freundlichst unterstützt hatte, machte nachher ästhetische Einwürfe gegen „die Doppelfarben des Gemäldes“, die „dem Ganzen ebensoviel schaden wie sie im einzelnen erfreuen und erheitern“. Er war ein abgesagter Feind des historischen Romans, des pedantischen wie des unpedantischen. Doch für die Behandlung der Hohenzollern und der Heiligen hatte er mancherlei übrig. In dem schon angeführten Briefe (vom 27. Dezember 1891) schrieb er mir: „Ihre Pfaffenstudien, Kyrillos wie Synesios, treffen dort wie hier ins Schwarze.“

Fritz Mauthner's Ausgewählte Schriften

4. Band

Böhmische Novellen



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Nachwort zum vierten Bande

Aus meinen „Erinnerungen“ mag, wer für seine Zeit keine bessere Verwendung hat, erfahren, wie meine Stellung zu den nationalen Kämpfen meiner Heimat sich bildete, zu dem Lebenskampfe zwischen Deutschen und Slawen: wie ich, ohne jemals Politiker zu werden, doch in meiner Studentenzeit die unbedingte Parteinahme für die deutschböhmische Sache als eine Pflicht betrachtete, wie ich dann aus der Ferne manches Unrecht auf beiden Seiten sehen lernte, und wie ich auf meine alten Tage an mir selbst die Vereinigung von Gegensätzen erlebte: deutsch sein im furchtbaren Schmerze über Deutschlands Schicksal und erst recht gerecht werden gegen andere Völker.

Viele meiner kleinen Novellen und Skizzen (auch einige des sechsten Bandes) haben ihren Schauplatz, heimlich oder offen, in meiner deutschböhmischen Heimat; aber nur die beiden Erzählungen dieses vierten Bandes behandeln mit bewußter Absicht den politischen Kampf der beiden Stämme. In sehr ungleicher Stimmung. „Der letzte Deutsche von Blatna“ entstand im Jahre 1886, als die Zeitungen und auch die Briefe meiner alten Schulkameraden keinen Zweifel mehr darüber ließen, daß dem Ansturm der Jungtschechen, denen die Regierung nur Heuchelei und die kirchliche Partei der Alttschechen nur Lüge entgegenstellte, der deutschböhmische Stamm zu erliegen begann. Für das Unrecht, das an den Tschechen seit der Hussitenzeit begangen worden war, hatte ich nur wenig Sinn; übrigens auch kaum Verständnis dafür, daß die Maßregeln der tschechischen Partei im Begriffe waren, die geschichtlich gewordene ökonomische Herrschaft der Deutschen in Böhmen zu brechen.

Was mir nahe ging, war die Überzeugung: der Gebrauch der deutschen Sprache in Böhmen wird tödlich getroffen, der deutsche Stamm in Böhmen stirbt also aus, wenn es so weiter geht, wie es 1880, eigentlich aber schon seit dem Deutsch-Französischen Kriege, angefangen hat. In dieser Not schrieb ich, als eine Warnung für die Deutschböhmen, deren unbelehrbare Führer die Gefahr nur mit Hilfe der unbelehrbaren Habsburger beschwören zu können glaubten, die Geschichte vom letzten Deutschen. Sie hat in Deutschland mehr Glück gehabt als in Böhmen; dort wurde ich von den Tschechen beschimpft, von den Deutschen väterlich zur Unterwerfung unter eine Parteidisziplin gemahnt, die mich nichts anging.

Als heiteres Gegenstück gegen die düstere Geschichte „Der letzte Deutsche von Blatna" schrieb ich dann 1895 die Erzählung „Die böhmische Handschrift", die ich selbst als ein harmloses Spiel der Phantasie empfangen hatte und geben wollte. Der Kampf zwischen Deutschen und Tschechen hatte sich zwar inzwischen noch mehr verbittert, der staatsrechtliche „Ausgleich" war an dem Widerstande der Jungtschechen gescheitert, ich selbst aber war freier geworden, unparteiischer, und hatte den törichten Mut, zum Frieden zu mahnen, über den Chauvinismus bei den Führern beider Parteien zu lachen. Und das Lachen wurde mir von beiden Seiten übelgenommen.

Als Buch erschien „Die böhmische Handschrift" im Herbste 1897. Ich sandte es an Theodor Mommsen, der den „Letzten Deutschen" schätzte, als geringe Aufmerksamkeit zur Feier seines achtzigsten Geburtstages. Mommsen fügte einer gedruckten Danksagung die folgenden vorwurfsvollen Verse hinzu:

„Die Musen, die holden
Bringen es weit:
Können tschechische Mädel vergolden
In dieser Zeit."

Ich könnte mich darauf berufen, daß ich beide Motive dieser Erzählung nicht erfunden habe. Vor hundert Jahren wurde die „Königinhofer Handschrift“ in ebenso kecker Weise, in ebenso uneigennütziger Absicht in die Welt gesetzt wie bei mir die Handschrift von Opretal; heute sind die hübschen altböhmischen Gedichte aus dem Kirchturm von Königinhof allgemein als eine Fälschung anerkannt, von deutschen und von tschechischen Gelehrten, auch von Masaryk; es war mein künstlerisches Recht, den Seelenzustand eines Fälschers aus Vaterlandsliebe darzustellen. Und die tolle Geschichte der Auffindung einer Petroleumquelle, die sich nachher als ein leckes Petroleumfaß erwies, hatte sich wirklich irgendwo in Böhmen zugetragen. Ich könnte mich also darauf berufen, daß ich der Wahrheit treugeblieben war und daß Mommsen guten Grund hatte, mir Tschechenfreundlichkeit „vorzuwerfen“. Ich hatte vorurteilslos über die Fanatiker beider Parteien zu lachen geglaubt und namentlich auf den letzten Seiten der Erzählung eindringlich zum Frieden gemahnt zu haben. Beim Durchsehn des Neudrucks wurde es mir freilich bewußt, daß ich Licht und Schatten doch nicht ganz gerecht verteilt hatte.

Ich möchte die Erzählung jetzt den tschechischen Siegern widmen. Als eine Mahnung und als eine Warnung. Wehe ihnen, wenn sie nach der ungeahnten Erfüllung ihres Traumes, nach Sühnung manchen Unrechts, das seit fünfhundert Jahren an ihnen von den Habsburgern verübt wurde, selbst Unrecht tun werden. Die Deutschböhmen würden ihrer Muttersprache treu bleiben — hoffentlich —, doch kein Vaterland mehr haben.

Schwer und langsam nur festigt sich in meinem alten Kopfe die neue Überzeugung. Der Völkerhaß wird und muß aufhören, wie der Religionshaß unwirksam geworden ist. Es gibt keine Religionskriege mehr. Es darf auch keine Volkskriege mehr geben. Es waren immer nur Kriege um arme Worte, um liebe Sprachen.

Fritz Mauthner's Ausgewählte Schriften

5. Band

Der letzte Tod des Gautama Buddha
Aus dem Märchenbuch der Wahrheit



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Nachwort zum fünften Bande

"Der letzte Tod des Gautama Buddha" ist in dem tiefen, auch inneren Frieden des Jahres 1912 entstanden; ich habe die heiter-ernste kleine Dichtung in einem Zuge niederschreiben können. Das Buch erschien bei Georg Müller in München; dank dem Entgegenkommen dieses Verlages durfte ich es in die Auswahl meiner Schriften aufnehmen. Die Anmerkungen habe ich nach einigem Zögern stehen lassen, weil ich nicht bei allen Lesern Kenntnis der Quellen voraussetzen konnte, aber auch darum, weil mir der Abdruck der Anmerkungen die ruhigste und heiterste Antwort zu sein schien auf einen schier unglaublichen Anwurf.

Ich habe im Nachwort zum zweiten Bande erzählt, daß eine deutsche Zeitung es 30 Jahre früher vor ihrem Gewissen und vor ihrem Geschmack vertreten zu können glaubte, meine „Xanthippe" öffentlich für den Beweis einer Gehirnerweichung des Verfassers erklären zu lassen; die kühne Diagnose wird ja nicht ganz richtig gewesen sein, da ich noch 36 Jahre nach diesem geistigen Todesurteil meinen Beruf leidlich auszuüben vermag. Jene Beschimpfung dünkte mich damals ein Äußerstes, das kaum noch überboten werden konnte. Sie ist dennoch überboten worden. Bei Gelegenheit meines Buddha, in einer angesehenen italienischen Zeitschrift, wenige Tage nach dem Erscheinen meines Buches, von einem italienischen Universitätsprofessor, der sich G. de Lorenzo nennt. Ich wurde da des Diebstahls an dem verdienstvollen Buddhaübersetzer Karl Eugen Neumann bezichtigt; ich sollte mich an dem Totschweigesystem gegen diesen

Übersetzer beteiligt haben, ich, der ich in meinen „Noten" Karl Eugen Neumann 18mal, sage und schreibe achtzehnmal, zitiert habe und mit übertriebener Pedanterei ausdrücklich hervorgehoben: „Ich habe manchen Ausdruck dieser feinhörigen Übersetzung entlehnt." Im begreiflichen ersten Ärger über den frechen Anwurf habe ich dem italienischen Professor gröblich geantwortet; im „Berliner Tageblatt" vom 26. Januar 1913. Ich will durch Wiederabdruck meiner Antwort weder dem Leser noch mir die Stimmung verderben. Ich habe seitdem über jede Dummheit und über jede Bosheit lachen gelernt. Auch habe ich von zuverlässiger Seite erfahren, man nehme den leichtfertigen Herrn in Italien selbst nicht ernst. In seinem eigentlichen Fache, der Geologie, habe er nichts geleistet, in seinem Buche über Indien „India e Buddhismo antico" sei er vollends eine Nullität.

Ich las das Buch, das überall aus zweiter und dritter Hand etwas Scheinwissen herbeiholt, und glaube jetzt die Psychologie des strebsamen Mannes zu verstehen. Er verwechselte seine eigene Nullität mit der Nichtigkeit, dem Nirwana, der Inder und glaubte seine Nullität zu etwas zu machen, wenn er sich als einen Propagandisten des Buddhismus aufspielte. In der Maske eines begeisterten Buddhisten stellte er sich, als wäre er blindwütig geworden gegen einen Ketzer, der sich durch eine wahrlich tiefe Ehrfurcht vor einem Sokrates, vor einem Buddha nicht zwingen ließ, menschliche Züge an einem Sokrates, an einem Buddha noch mit einem ganz leisen Humor zu betrachten, gegen den Ketzer, der sich herausnahm, ein Dogma des Buddhismus — die Seelenwanderung — zu leugnen und den sterbenden Buddha, den Vollendeten, dieses Dogma selbst verleugnen zu lassen. Warum soll ein Pfaffe des Buddhismus nicht lügen und verleumden dürfen wie andere Pfaffen auch? Übrigens haben mir Neapolitaner ihre Überzeugung mitgeteilt, daß Herr Professor de Lorenzo seine freche Verleumdung meines Buches niedergeschrieben haben

müsse auf briefliche Anregungen hin, bevor er das Buch selbst auch nur zu Gesicht bekommen hätte.

Die kleinen Gedichte in Prosa, Parabeln und Geschichten „Aus dem Märchenbuche der Wahrheit“ (zum ersten Male 1892 im Verlage von Cotta erschienen, hier mit Erlaubnis dieses Verlages wieder abgedruckt) haben einzelne gute Leser gefunden. Die Nachworte dieser Auswahlbände wollen hie und da Beiträge liefern zu der Geschichte meiner Bücher; über mein „Märchenbuch“ weiß ich nichts zu sagen, denn es hat gar keine Geschichte gehabt.

Fritz Mauthners Ausgewählte Schriften

6. Band

Erzählungen



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Nachwort zum sechsten Bande

Als ich daran gehen mußte, unter meinen vielzuvielen Erzählungen und kurzen Geschichten eine Auswahl zu treffen, da wurde es mir wieder einmal deutlich, daß wir Schreibersleute alle, oder doch fast alle, mehr schreiben, als uns aufgegeben ist. Die drei Beweggründe jedes menschlichen Handelns — Hunger nämlich und Liebe und Eitelkeit — wirken zusammen und verführen uns zu der Überproduktion, die im künstlerischen Schaffen noch ganz anders gefährlich ist als etwa in der Industrie. Wir schreiben freilich nicht immer mehr, als die Nachfrage verlangt; aber wir schreiben mehr, als die innere Not der Sehnsucht fordert, der zwingenden Sehnsucht. So mag es auch bei denen, die das Geschichtenerzählen nicht als ein Gewerbe betreiben wollen, unabsichtlich zu Wiederholungen kommen oder zu Streckungen.

Auch in mir war die Lust am Fabulieren mitunter stärker als die innere Not. Ich habe mich also bei der Auswahl der hier gesammelten Erzählungen, die in den zwanzig Jahren von 1876 bis 1896 entstanden sind, einzig davon leiten lassen, ob ich mir bewußt war, daß mir die einzelnen Stücke gewissermaßen im Schlafe geschenkt worden waren oder nicht. Ich habe recht streng gesichtet und nur diejenigen Erzählungen aufgenommen, die sich mir nach treuer Erinnerung wie von selbst geformt hatten, fast ohne meinen Willen und fast ohne Überlegung, die mich eigentlich gar nichts gekostet hatten.

Als ein Beispiel für dieses mühelose Gestalten darf ich meinem guten Leser mit Sicherheit einen Fall vortragen, der mir bezeichnend scheint für das seelische Wesen

des dichterischen Erfindens oder doch meines besten eigenen Erfindens. Ich hatte mich einmal, auf einem Hügel bei Teplitz, vor bald vierzig Jahren, am Nachmittag unter einer alten Kiefer hingestreckt und in der eben empfangenen Sagensammlung von Heinrich Pröhle gelesen. Eine kleine Barbarossasage nahm mich ganz gefangen: der bergentrückte Kaiser schenkt dem Schäfer, einem Sonntagskinde, das silberne Horn, auf welchem der Schäfer dann die lustigsten Weisen blasen lernt, so daß er die Menschen erfreuen kann oder sonst glücklich wird. Ich fragte mich noch, ob die Begabung durch ein Wunderhorn nicht eher zum Unheil ausschlagen müßte, als zum Heil. Darüber schlief ich ein, unter der alten Kiefer. Im Dämmerzustand war ich zunächst der Schäfer in der Höhle des steinernen Barbarossa; dann verwandelte sich der alte Kaiser in ein junges Mädchen, das silberne Horn in einen goldenen Fiedelbogen; und endlich erlebte ich im Traume, bis ins kleinste ausgewirkt, die Geschichte vom „Goldenen Fiedelbogen". Ich brauchte sie nachher nur niederzuschreiben und die geringe Einleitung vorauszuschicken; ich konnte alles so stehen lassen, wie es gewesen war. Ich habe kaum gefeilt, habe nicht einmal den Nebenumstand gebessert, daß das musikalische Leitmotiv des Traumes oder der Erzählung, die heißgeliebte große Phantasie von Franz Schubert, meines Wissens in Wahrheit ein Klavierstück für vier Hände ist und nicht ein Violinkonzert.

Ähnlich steht es, wenn auch nicht immer mir so zum Greifen nahe, um die anderen Geschichten dieses Bandes. Was mir nicht geschenkt worden war, das habe ich nicht noch einmal des Druckes für wert gehalten. So leicht hätte ich es mir immer machen sollen.

Mit diesem verspäteten Geständnisse nehme ich Abschied von meinem guten Leser.

Meersburg, den 9. Dezember 1919.

Fritz Mauthner.